Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe, und des Montags, an dem es nur in einer Abendausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürstenthümer; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Dorotheenstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Wochblatt „ULK“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat); für das Ausland direct pr. Kreuzband 15 M. pro Quartal. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 217. Berlin, Sonnabend, den 10. Mai 1884. **XIII. Jahrgang.**

Der zweite Kampftag.

Es ist, als ob der Reichstag im Gefühl seiner schweren Verantwortung zögerte, das letzte Wort über das Sozialistengesetz zu sprechen. Die Entscheidung ist auch gestern noch nicht gefallen, obwohl der Redekampf gestern heftiger wogte, als am ersten Tage. Mehr als sechs Stunden lang stürmten die Vertreter der verschiedenen Parteien aufeinander los; auch die Regierung griff scharf und energisch ein. Von Stunde zu Stunde schien die Kampflust zu wachsen; aber schließlich mahnte doch die allgemeine Erschöpfung, das Treffen abzubrechen. Dämmerung lag über dem Hause, als die Streiter es verließen; Dämmerung lag auch über dem vielumstrittenen Gesetz, über dessen Schicksal erst der heutige Tag Klarheit verbreiten soll.

Mit einer frischen und schneidigen Abwehr gegen die Ausfälle des Abgeordneten v. Minnigerode setzte der Abgeordnete Richter ein, der damit zugleich den flotteren Ton angab, in welchem die gestrige Debatte sich im Gegensatze zu der des Vortages bewegte. Der freisinnige Führer zerstreute mit einigen kräftigen Hieben den Nimbus, den die Anhänger des Sozialistengesetzes um dasselbe zu breiten suchen, indem sie es als sicheren Schutz gegen Attentate anpreisen. Er stellte zwischen diesem Gesetz und dem von den Freisinnigen befürworteten Dynamitgesetz einen Vergleich an, der nicht zum Vortheil des ersteren ausfiel. Er zeigte, wie die Regierung selbst dem Sozialismus Nahrung zuführe durch ihre staatssozialistischen Experimente und ihre agrarische Politik, welche die Unzufriedenheit mehre, die Auswanderung fördere, in allen Schichten der Bevölkerung Begehrlichkeit und Gährung verbreite. Treffend schilderte der Redner die aufreizenden und zersetzenden Wirkungen der Bismarckschen Bauernbriefe, die, wie er ausführte, ganz nach dem Muster der Lassalleschen Agitationsmethode Mißtrauen und Unfrieden säen. Mit der Erklärung, daß eine mit Gewaltmitteln arbeitende reaktionäre Regierung niemals der sozialen Bewegung Schranken setzen werde, schloß der Redner unter lautem Beifall der Linken.

Die Entgegnung des Ministers v. Puttkamer suchte sich äußerlich in verbindlichen Formen zu halten; sachlich enthielt sie nicht das geringste Entgegenkommen. Die Regierung will das Dynamitgesetz als Anhängsel zum Sozialistengesetz annehmen; von letzterem will sie darum aber kein Titelchen ablassen. Einen großen Theil seiner Rede verwandte der Minister auf die Vertheidigung der Geheimpolizei. Gegen diese selbst waren aber von keiner Seite Angriffe gerichtet worden; nur ihre unlauteren Auswüchse hatten die Abgeordneten v. Stauffenberg und Richter gebrandmarkt. Nach dieser Richtung hin blieb die Schönfärberei des Herrn v. Puttkamer völlig erfolglos. Nicht glücklicher war sein Bemühen, Sozialdemokratie und Anarchismus in einen Topf zu werfen, und der Versuch, die Freisinnige Partei als Dritte im Bunde hinzustellen, konnte vollends nur erheiternd wirken.

Während dieser Rede war Fürst Bismarck in den Saal getreten. Festen Schrittes ging er auf einige Bundesrathsmitglieder zu, ließ sich kurz über den bisherigen Gang der Verhandlungen berichten und meldete sich alsbald zum Wort. Unter allgemeiner Spannung begann er erst leise und schwer verständlich, bis der Ton seiner Rede immer klarer und vernehmlicher durchs Haus drang. Die Verlesung eines kaiserlichen Schreibens aus dem Jahre 1881, worin die Unwirksamkeit von Polizeimaßregeln gegen Attentate betont wird, wurde auch von der Linken mit Befriedigung aufgenommen. Bald aber wandte sich das Blatt. Je mehr der Kanzler in seinen Ausführungen vorrückte, desto mehr zeigte sich, daß seine Gedanken weit weniger bei der Bekämpfung der Sozialdemokratie, als bei der der Freisinnigen Partei waren. Gegen diese hatte er die spitzigsten Pfeile in seinem Köcher; rasch nach einander ließ er sie fliegen, so hastig, so ungestüm, als hätte er schon lange auf die Gelegenheit gewartet, sich des angesammelten Materials zu entledigen. Auf der Rechten hatte man Mühe, ihm zu folgen; denn er sprach fast immer auf die Linke ein, der er ab und zu näher schritt, mit Zeichen starker Erregung, wenn Zwischenrufe oder Heiterkeit ihn unterbrachen. Für die liberale Opposition war es aber auch schwer, ruhig zu bleiben, wenn der Kanzler den Nihilismus für eine russische Spielart der Fortschrittspartei erklärte, wenn er in dem Diätenfonds einen Verfassungsbruch, einen kriminell zu ahndenden Bestechungsversuch fand. Wie charakteristisch war es daher, als er seine Rede frank und frei mit einem Aufruf an die Wähler schloß, keinen Fortschrittsmann zu wählen! Ein nicht unterrichteter Zuhörer hätte glauben können, daß es sich um Ausnahmemaßregeln gegen den Liberalismus, nicht gegen die Sozialdemokratie handelte.

Die Erregung war auf den Höhepunkt gestiegen, als Präsident v. Levetzow verkündete, Herr v. Treitschke habe das Wort. Das war eine erlösende Stunde. Nur wenige Getreue hielten sich für stark genug, dem dumpfen Geschützdonner Treitschkescher Beredsamkeit Stand zu halten. Die meisten Abgeordneten ergriffen schleunig die Flucht. Nur das Tribünenpublikum harrte aus und hatte den zweifelhaften Genuß, der Pantomime, die der nationalliberale Geschichtsbaumeister unten aufführte, zuzuschauen; denn zu hören war nichts als ein dumpfes Rollen und Rasseln, aus dem nur vereinzelte Töne zum Lobe des Sozialistengesetzes auftiegen. Verständlicher war der folgende sozialdemokratische Redner, Herr Rittinghausen; aber auch er vertrieb die Hörer mit seinem weit ausgeholten und breit angelegten Kursus über Sozialdemokratie, Anarchismus „und noch einiges Andere“. Man sagt, Herr Rittinghausen sei aus der sozialistischen Fraktion ausgetreten; hätte er sich wenigstens noch das eine Mal der Fraktionsdisziplin gefügt und sich still verhalten, so hätte er seiner Sache besser gedient.

Erst mit der polternden Rede des deutsch-konservativen Abgeordneten v. Köller kehrte wieder Leben und Bewegung in die Versammlung ein. Zwar wirkten die höchst überflüssigen Citate aus alten Zeitungsblättern oft recht ermüdend. Dazwischen aber gab es manche Neckereien mit der Linken, die nicht unerwidert blieben; gerade an den Stellen, die der Redner mit besonderem Pathos betonte, kam die Lachlust zu ihrem Recht, und verdutzt blickte Herr v. Köller drein, wenn er statt des Grauens und Entsetzens schallendes Gelächter erregte.

Noch einmal hob sich die Versammlung auf eine ernste und würdige Höhe, als der Abgeordnete Richter wieder das Wort ergriff, um dem Kanzler zu erwidern. Mit feiner Ironie nahm er den Reichstag, nahm er sogar die konservativ-klerikale Majorität gegen die Anschuldigung in Schutz, daß die Sozialreform verschleppt worden sei. Mit Schärfe kritisirte er wiederholt die Ziele des Bismarckschen Staatssozialismus und namentlich dessen Methode, die der der Sozialdemokratie an revolutionirender Wirkung nichts nachgebe, und deren Tragweite er in großen Zügen ausmalte. Er konstatirte schließlich, daß ein etwa noch bevorstehender Wahlkampf nicht der Sozialdemokratie, sondern dem Liberalismus gelten werde, der um seine Existenz zu ringen habe.

Wie richtig diese Auffassung ist, bestätigte sofort eine kurze Replik des Fürsten Bismarck, welcher ohne Umschweife erklärte, er werde den Liberalismus bekämpfen, so lange noch ein Athemzug in ihm sei; dieser sei angeblich viel giftiger, viel gefährlicher als die Sozialdemokratie. Der Haß gegen den Liberalismus, der beim Kanzler nach seinem eigenen Ausspruche mit dem zunehmenden Alter wächst, konnte nicht deutlicher zu Tage treten. Den Nationalliberalen wurde bei dieser strammen Kriegserklärung nicht wohl zu Muthe, denn auf die liberale Etikette wollen die Herren doch nicht ganz und gar verzichten.

Einigen kurzen Bemerkungen des Abgeordneten Windthorst gegen die mißbräuchliche Verwendung des Welfenfonds folgte zum Schluß eine entschiedene Vertheidigung der vom Kanzler angegriffenen Berliner Stadtverwaltung durch den Abgeordneten v. Forckenbeck. Das Oberhaupt dieser Verwaltung konnte auf die Erfolge derselben mit stolzer und fester Haltung hinweisen, und Fürst Bismarck sah

---

Auf der rauhen Alb.

Novelle

(4. Fortsetzung.)

von

E. Yely.

Sie sieht ihn an. „Was habt Ihr nur immer mit dem Jungsein? So, wie Ihr seid, seid Ihr völlig recht, so ein Mann — nun, i weiß nit, was i sagen soll, aber was i mein' bei mir, weiß schon!“ Arglos hat sie das geplaudert, der Bauer thut eine Art von Juchzer, ihm gefällt der Ausspruch.

„Und i weiß auch schon! I weiß es genau! So bin i recht — und recht ist's auch. So'n Unerfahrnen, Jungen, den haben nur die Mädel gern — o Du Weible — warum hast nur so ein' grobartigen Namen, damit kann Keins vertraulich thun, mit Mariele und mit Hannele, just so besonders: Judith.“

„Freilich, ein Anhängerle giebt's da nit, des ist wahr,“ antwortet sie vergnügt. „Aber bei Euch ist's dasselbige, „Calixtle“ das thut auch nit lauten.“

„Schau, schau! ja, das ist wahr!“ bestätigt der Bauer. „So müssen wir Beid' schon so fürnehm bleiben.“

Er wird erregter und seine Stirn zieht sich in Falten.

„Eins bleibt freilich, wie es ist!“ sagt das junge Weib.

„O, nit immer!“ Er hält seine Rechte wie im Zorn geballt über dem Knie.

Die Wittfrau geht nach dem Nebentisch, wo die Leute aufstehen, und giebt ihnen die Arbeit für den Tag an. Als sie wiederkommt, sitzt der Bauer noch, wie sie ihn verlassen hat.

„Trinkt auch!“ nöthigt sie.

Er fährt empor. „Freilich! Und dann muß i gehn!“

„Es treibt Euch Keiner!“ ist die Antwort.

„I muß aber, und nur eins will i fragen!“

„Nun?“ sagt sie, „i steh schon Red!“

„Ob i wiederkommen darf?“ Fast flehend klingt das, und scheu hat er dabei den Blick gesenkt.

„Ei, wenn's Euch Spaß macht, Calixt Staufen! Nur nit um die Zeit wie gestern, wo Eins sich ängstigen muß!“ setzt sie schelmisch hinzu.

„O, Furcht hab i keine gehabt. Furcht hab i vor nix in der Welt!“ betheuert er und legt seine Hände breit auf den Tisch.

„Da thut Ihr wieder so gewaltig!“ spottet Judith. „'s wird schon was geben, was Euch verschrecken kann!“

„Mit der Teufel, wenn er jetzt daher käm.“

„O, hier oben sind gute Menschen, da sucht er nix!“ ruft sie übermüthig und wird's dann selbst gewahr und fügt hinzu: „Wenigstens wird der liebe Gott das nit zulassen, daß sowas hier heraufsteig.“

„Habt wohl so klug reden gelernt von Eurem Alten?“ forscht der Calixt.

„O, der war freilich arg gescheidt, man hat ihn weit und breit her um Rath gefragt,“ erzählt sie, seine Absicht nicht bemerkend. „Er war lang in Amerika, da hat er genug von der Welt gesehen. Und dann ist ihm's Heimweh kommen nach hier, denn auf diesem Fleck ist er geboren.“

Calixt hat seine Arme verschränkt. „I hab nit von ihm hört“ — „von dem Wundermann“ hat er hinzusetzen wollen, wagt's aber schließlich doch nicht, denn sie könnte darob beleidigt thun.

„Da fragt einmal nach,“ entgegnet das junge Weib, „vergessen ist er noch nit herum, dazu hat er genug Guts gethan.“

„Ist schön von Euch, daß Ihrs so gern gehabt habt, das Greisslein!“ meint er und beißt seine weißen Zähne tief in die Unterlippe.

„O, stattlich konnt er noch ausschaun mit seinem grauen Haar und Bart!“ fällt sie ein. „Und mein Wohlthäter ist er gewesen. I war eine Waisʼ da aus dem Seeburg. Hab's nit arg gut gehabt bei einem alten Bäsle, mit dem i Jahr aus Jahr ein gesponnen hab; kein' Menschenseel ist über unsre Schwell kommen, leutscheu ist's gewesen, das Bäsle.“ Sie seufzt noch bei der Erinnerung.

„Aber den reichen Freier hat's doch eingelassen, gelt?“ Er thut, als kennt er sich auf Alles aus, der Staufenbauer.

„Erst nit,“ erzählt Judith weiter, „er hat mi nur in der Kirch gesehn —“

„Schau!“ stößt der Bauer heraus, „er hat sich aber auf die Weibsleut verstanden!“

„Was meint Ihr damit?“

„Er hat gewußt, daß Ihr sauber wart!“

„O geht,“ flüstert sie halb verschämt, halb geschmeichelt. „Er hat keine Alte gewollt, die sind keisig und selbst bald borstsaft, ein' ganz Junge, das ist ihm zu flottrig gewesen, i hatt mein' siebenundzwanzig, das war ihm just recht.“

„Freilich wohl!“ meint Calixt und zieht die Brauen trotzig zusammen.

„Und so ist's kommen,“ schließt die junge Frau und legt die Hände mit einer frommen Bewegung zusammen, „daß wir ein Paar geworden sind.“

„'s war wohl ein schneller Verspruch?“ forscht er, als könnte er nicht genug über die Sache hören.

„Nun, arg viel Zeit hat er nit gehabt zum Warten!“ antwortet sie heiter. „Noch eh' wir dann zur Kirch' gangen sind, ist's Bösle gestorben, so ganz still ist's eingeschlafen. Und drei Jahr hab' i mein Mann gehabt — und nun bin i wieder allein in der Welt.“

Der wehmüthige Ton, mit welchem das junge Weib endet, greift ihm ans Herz, er wendet sich und macht mit dem Fuße eine Bewegung, als zerträte er ein Insekt auf dem Boden.

„Ja, ja, 's geht wunderlich her auf der Welt,“ sagt er.

„Nun,“ meint Judith, „Ihr seid und thut groß. Ihr werdet just nit zu klagen haben?“

Grimmig ist der Ton, mit welchem er antwortet:

„Meint Ihr? Mit zu klagen! O, mein Last, die fühl i. Die fühl i Tag und Nacht. Schreien thu i freilich nit, aber man kann's auch innerlich haben.“

„Ach, Du meine Güte, ja!“ antwortet Judith mitleidig, „und habt nur kein Zorn, daß i fragt hab.“

„Ein Zorn nit, Mädele — Frau, wollt i sagen,“ ruft er und wendet sich wieder ab. Sie hat eine peinliche Empfindung und freut sich darüber, daß die Babett mit einer Frage kommt. Ihr ist, als hätte sie etwas Ungeschicktes gethan. Der Gast sitzt und schaut trüb vor sich hin, fast hat er ihr besser gefallen, als er gestern Abend so keck war und sie herausgefordert hat.

Sie theilt der Magd Flachs aus und hat lange damit zu schaffen, und all die Zeit rührt sich der Calixt Staufen nicht auf seinem Sitz.

Babett richtet die munteren Augen auf ihn: „Frau, das ist

Hierzu (für die auswärtigen Abonnenten) Deutsche Lesehalle Nr. 19.